

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1977)

Artikel: Zwischen Thun und Brienz vor 160 Jahren
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096696>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwischen Thun und Brienz vor 160 Jahren

I. Johann Rudolf Wyss der Jüngere (1781 bis 1830)

Der Name dieses Berners klingt, gestehen wir es, dem heutigen Geschlecht nicht besonders vertraut. Man weiss zur Not, dass J. R. Wyss zu den grossen literarischen Förderern der bernischen «Visitenstube» gehört. Da und dort bringt man ihn wohl auch, mehr oder weniger deutlich, mit dem Vaterlandslied von einst in Beziehung – ja, er war's, der mit seinen in schwerer Zeit (1812) entstandenen Versen «Rufst du, mein Vaterland, / Sieh uns mit Herz und Hand / All dir geweiht» das patriotische Gefühl einer ganzen Generationenreihe prägen half. Dass man ob der Volkstümlichkeit dieses Liedes den Dichter weitherum vergass, ist begreiflich und spricht eher für als gegen ihn; denn je besser jemand in Sprache und Stimmung den Volkston trifft, desto eher tritt er selber zugunsten seines Werkes in den Hintergrund. Bei Johann Rudolf Wyss geschah dies am vollkommensten da, wo sein poetisches Talent Verse hervorbrachte, die vom Volksgeist selbst inspiriert zu sein schienen. «Härz, mys Härz, warum so trurig / Und was soll das Ach und Weh ...» und «Was isch doch o das heimelig? / s isch gar es artigs Wort ...» sind wirkliche Volkslieder geworden und kommen an Beliebtheit fast den gemühtiefen Mundartgedichten seines berühmten Freundes G. J. Kuhn gleich. Das folgende Urteil mag einem heute leicht überhöht vorkommen, grundsätzlich wird man ihm und seinem Verfasser Rudolf Ischer (1912) zustimmen: J. R. Wyss gehört zu den Menschen, «die gleichsam Poesie um sich verbreiten und durch Phantasie, Gemüt und harmonische Gestaltung ihres Lebens mehr den Namen eines Dichters verdienen als mancher hochberühmte Mann».

Herkunft und Werdegang

Johann Rudolf Wyss, der als «der Jüngere» Wyss in die bernische Kulturgeschichte eingegangen ist, wurde am 4. März 1781 im Pfarrhaus zu Seedorf geboren als der zweite Sohn des Pfarrers Johann David Wyss und

dessen zweiter Frau Maria Katharina Müller. Er wuchs zusammen mit drei Brüdern in einer schönen Familiengemeinschaft auf, nach dem Tode der Mutter (1792) unter der Obhut einer geliebten Stiefmutter, die ihrerseits schon 1800 starb. 1794 vertauschte Vater Wyss die Kanzel der seeländischen Dorfkirche mit der des Berner Münsters; damit standen seinen vier Söhnen, von denen sich der Drittgeborene, Emanuel, später einen Namen als Maler und Heraldiker machen sollte, die Bildungsanstalten der Hauptstadt offen. Johann Rudolf erwies sich bald als Musterschüler und Klassenprimus. Mit dreizehn Jahren schon bezog er, nach einer vorverlegten Maturitätsprüfung, die Akademie.

Es war von grösster Bedeutung für das Wesen und Wirken des nachmaligen Philosophiedozenten, dass die Wyss trotz der Übersiedlung in die Stadt weiterhin enge Beziehungen zum Landleben und zur Natur unterhielten. Pfarrer Wyss durchstreifte so oft als möglich mit den Seinen, beladen mit Büchse und Proviantstasche, die Umgebung Berns. Dabei machte er, der «leidenschaftliche Vogeljäger», seine Buben auf die Schönheiten und Besonderheiten in Tier- und Pflanzenwelt aufmerksam, lehrte sie beobachtend zeichnen und zeichnend beobachten, Sammlungen anlegen, Strapazen ertragen – lauter Dinge, die dann, zusammen mit einem guten Schuss Phantasie, den Stoff für seinen «Schweizerischen Robinson» abgaben. J. V. Widmann, der sich dankbar der Beglückungen erinnerte, die ihm in den Knabenjahren dieses Jugendbuch bereitet hatte, setzt Johann David Wyss in der Einleitung zu seinen «Spaziergängen in den Alpen» ein kleines Denkmal (welch köstliches Kulturbildchen übrigens!): «Früh vor Tag zogst du aus, du wohlgemuter, rotbäckiger Stadtpfarrer, mit dem Rudel deiner Buben. Man musste eurer Schar eigens das Stadttor öffnen; in waidmännischer Ausrüstung unternahmt ihr eure oft Tage lang dauernden Ausflüge, deren etwas phantastischen Reflex wir in den Jagdgeschichten des Schweizerischen Robinson wiederfinden.»

Ferienaufenthalte bei Verwandten und Bekannten in ländlichen Pfarrhäusern (mehrmals in Wimmis, auch in Thun) förderten die Naturbegeisterung des jungen Wyss; Ähnliches ist von seiner Lektüre zu sagen: zu seinen Lieblingsdichtern gehörte Johann Gaudenz von Salis, der Verfasser stimmungsvoller Naturlieder («Bunt sind schon die Wälder...», «Traute Heimat meiner Lieben...»). Bezeichnend ist schliesslich, dass ihn eine innige Freundschaft mit dem bedeutenden spätern Forstmann Karl Kasthofer verband. (Nebenbei: Mein Buch «Volk und Dichtung des Berner

Oberlandes» gibt nähern Aufschluss über die meisten der in diesem Aufsatz vorkommenden Persönlichkeiten.)

Dass J. R. Wyss seine Studien zielstrebig in Angriff nahm und nach verhältnismässig kurzer Zeit zu einem glücklichen Abschluss brachte, ist bei seinen geistigen und charakterlichen Fähigkeiten fast selbstverständlich. In Yverdon, wohin er im Sommer 1800 für ein Jahr übersiedelte, trug er sich mit dem Gedanken, von der Theologie auf die Jurisprudenz umzusatteln; nachdem jedoch eine hängige Stipendienfrage zu seinen Gunsten entschieden war, blieb er beim theologischen Studium. Es folgten Aufenthalte an den Universitäten Tübingen, Göttingen und Halle, jeweiligen ergänzt durch ausgedehnte Bildungsreisen. In Jena und Weimar besuchte Wyss – im Herbst 1802 – die Dichter Voss, Goethe, Wieland und Schiller. Leider hat der junge Mann, der sonst von seinen Reisen gerne tagebuchartige Briefe nach Hause sandte, gerade von diesen bedeutsamen Erlebnissen keine Aufzeichnungen gemacht. Mittelbar aber werden wir von Schiller über den Besuch unterrichtet; am 24. Oktober 1802 schreibt er seinem Verleger Cotta: «Ich habe dieser Tage einen Herrn von Mauler und einen jungen Schweizer Namens Wisch (Wyss) kennen lernen, die von Tübingen kamen und mir einen Brief von Herrn Professor Abel überbrachten. (...) Die beiden jungen Männer haben mir recht viel Freude gemacht und auch hier jedermann gefallen. Der junge Schweizer besonders schien mir ein trefflicher Jüngling, der seinem Vaterlande gewiss noch Ehre machen wird.» – Es ist anzunehmen, Schiller sei von der Begabungsvielfalt, dem weiten Interessenhorizont und den künstlerischen Neigungen seines Besuchers beeindruckt gewesen.

Tatsächlich scheint Wyss gerade während der Studienjahre in Deutschland mehr und mehr seine eigentliche Bestimmung erkannt zu haben. In einem Brief nach Hause zieht er am 7. März 1803 eine ausserordentlich aufschlussreiche Bilanz: «Die Theologie kann mich unmöglich satt machen, und ich greife täglich nach andern Speisen. Es gibt viel Herrliches im Gebiet des Wissens, und die Blumen der Poesie mit den schattigen Wäldern der Geschichte locken mich bald auf ewig an. (...) Meine ganze Richtung ist auf das Humane und auf das, was unter den Menschen nützlich und angenehm ist, hingewandt. Erziehung, Staat, Volk, Bildung, Aufklärung im ganzen gedehnten Umfange werden mir immer teurer, und ich erschrecke vor den zahllosen Schneckenhäusern, worein der Mensch sich vor dem Menschen verkriechen kann.» Das kann nur heissen, dass der

Schreiber entschlossen war, ohne Scheuklappen durchs Leben zu gehen und sich in dieser Welt auf vielfältige Weise in den Dienst des Geistig-Humanen zu stellen.

Der vielseitige Gelehrte und Publizist

Mit 25 Jahren wurde der hochgewachsene junge Theologe zum Professor der Philosophie an die Berner Akademie gewählt. Die Lehrverpflichtung umfasste Logik, Geschichte der Philosophie, Moral, zusammen ein knappes Dutzend Wochenstunden. Da galt es, die Kräfte vorerst nicht zu verzetteln, um so mehr, als er gleich zu Beginn seiner Lehrtätigkeit oft von Krankheiten heimgesucht wurde; während des ganzen Jahres 1806 musste er sich vertreten lassen.

Wyss fühlte und gab sich nicht einseitig als Wissensvermittler; ebenso wichtig war ihm die erzieherische Seite seines Amtes. Wir haben dafür das Zeugnis seines nachmals berühmtesten Schülers: Jeremias Gotthelfs. Der Grosse von Lützelflüh erwähnt in seiner kurzen Selbstbiographie nur zwei seiner Berner Lehrer, den «berühmten Professor [Samuel] Lutz [1785 bis 1844], welcher damals dem Gymnasium vorstand», und J. R. Wyss, den Philosophieprofessor an der Akademie. Wyss habe sich «besonders freundlich und väterlich» seiner angenommen, berichtet Gotthelf; darüber hinaus gibt er mit dem folgenden Erinnerungsbildchen zu verstehen, Wyss habe mit dem Tiefenblick des Psychologen oder dem Ahnungsvermögen des Dichters gespürt, dass in ihm, dem Pfarrerssohn aus Utzenstorf, aussergewöhnliche Kräfte schlummerten. «Meiner Mutter selig sagte er einmal: Sagt doch eurem Sohne, er solle schöner schreiben lernen, er schreibt wie eine Sau. Lässt er mal was drucken, besonders in Deutschland, so hat er ds Schinders Verdruss. – Ja wolle, antwortete meine Mutter, das wird er wohl la blybe. – Mi cha nit wüsse, sagte Wyss.»

Auf die wissenschaftliche Arbeit und die sich daraus ergebenden Publikationen von J. R. Wyss dürfen wir hier nicht eingehen.

Dagegen ist es im Blick auf seine Bedeutung für das Berner Oberland nicht unwichtig zu sehen, womit sich dieser lebhafteste Geist ausserhalb seiner vom Beruf gezogenen Grenzen beschäftigte. Wyss, der bis in sein 40. Lebensjahr unverheiratet blieb, liebte den geselligen Verkehr mit Gleichgesinnten, nie zog er sich in ein «Schneckenhaus» zurück. In der

Wohnung an der Herrengasse, die er zunächst mit dem Vater teilte (der 1818 starb), kehrten immer wieder Menschen mit klangvollem Namen ein, so Jens Baggesen, Görres, Menzel, der Freiherr von Lassberg, Ludwig Uhland, Gustav Schwab, Matthisson, Bonstetten, nicht zu vergessen die Berner Freunde, Sigmund Wagner zum Beispiel, oder Johann Rudolf Wyss der Ältere (als Bruder der verstorbenen Stiefmutter sein «Stief-
oheim»). Mit manchem dieser Besucher führte Wyss überdies einen ausgedehnten Briefwechsel.

Einen weiteren Personenkreis erschloss dem jungen Gelehrten sein lebhaftes Interesse an jeder Art von schöngeistiger Literatur, an Fragen der Volkskunde, der Kunst, der Geschichte. Von Anfang an gehörte Wyss zu den rührigsten Mitgliedern der Ende 1811 gegründeten Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft. Er machte Chroniken und andere alte Texte der Öffentlichkeit zugänglich. Als Mitglied und zeitweiliger Präsident der Schweizerischen Künstlergesellschaft trat er in enge Beziehung zu den Zürchern Martin Usteri (der sein bester Berater wurde), David Hess und Ulrich Hegner. Am nachhaltigsten machte Wyss sich um das schweizerische Kulturschaffen der Restaurationszeit verdient durch die Gründung und die redaktionelle Betreuung des Almanachs «Alpenrosen» (seit 1811).

Bei diesem liebenwürdigen volkstümlichen Unternehmen wurde er sein eigener fleissigster Mitarbeiter; nicht weniger als 33 Prosaarbeiten (Erzählungen, Aufsätze) und 159 Gedichte steuerte er im Laufe der Jahre für seinen Almanach bei. Hinzu kamen Vorberichte und Anmerkungen zu den Artikeln seiner Beiträger und eine nicht abreissende Korrespondenz. Über das dreibändige Handbuch «Reise in das Berner Oberland» später, es bildet den Ausgangs-, zugleich Kernpunkt dieser Würdigung.

Der Dichter

Das dichterische Schaffen des jüngern Wyss kann uns hier nur soweit beschäftigen, als es für ein abgerundetes Charakterbild notwendig ist. Dass er ein Zeitgenosse der deutschen Romantiker war, belegt Wyss mit seiner Vorliebe für mittelalterliche Stoffe: altes Volksgut in Lied, Sage, Märchen. Andere romantische Neigungen, etwa der Hang zur Masslosigkeit, zu den dunkeln Mächten des Unbewussten und zum gefährlichen Spiel mit den

Nachtseiten der Welt und des Menschenlebens, waren seinem Wesen fremd.

In seiner Lyrik besingt J. R. Wyss gern und immer wieder die Natur und das Wanderglück («Auf, den Bergstock in die Hand, / Lustig auf ins Alpenland! – / Nicht geschont den Nagelschuh! / Frisch auf Berg und Felsen zu!» beginnt ein zwölfstrophiges «Berglied»); daneben preist er die Liebe, das Glück am häuslichen Herd, die Freundschaft, die frohe Geselligkeit. Gerne übte Wyss sich auch in den knappen Formen von Fabel und Epigramm. Mit dem folgenden Distichon zum Beispiel huldigt er den beiden Polen, zwischen denen sich sein eigenes geistiges Leben bewegte:

Früh zieht Wissenschaft hoch zur Reife des Mannes den Jüngling.
Spät noch zaubert den Greis wieder zum Jüngling die Kunst.

Sein Bestes hat J. R. Wyss d. J. wohl als Verfasser des zweibändigen Werkes «Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen aus der Schweiz» gegeben (1815, 1822). Besonders viel Stoff lieferte ihm dazu das Berner Oberland, beispielsweise Gestalten und Vorgänge, die mit Strättligen, Beatenberg, Ralligen, Unspunnen, Ringgenberg usw. in Beziehung stehen.

Nicht vergessen seien die Verdienste des Sohnes um das Werk des Vaters: J. R. Wyss liess zunächst einzelne Kapitel des «Schweizerischen Robinson» in den «Alpenrosen» erscheinen und gab später die ganze Erzählung, leicht überarbeitet, in vier Bändchen heraus (1812/13, 1826/27). Eine eigene dichterische Arbeit – ein eigentliches Riesenprojekt – blieb in den Anfängen stecken: Unter dem Titel «Die Schweiz» sollte in der Form von Rhapsodien, Hymnen und Romanzen eine vollständige Schweizer Geschichte entstehen ...

Letzte Lebensjahre

Erst 1820, im Alter von fast vierzig Jahren, verheiratete sich Johann Rudolf Wyss. Die Auserwählte seines Herzens war die 1794 geborene Tochter Julie des Stadtschreibers Hunziker. (Sie sollte ihren Gatten um volle 52 Jahre überleben!) – Dass der scheinbar eingefleischte Junggeselle doch noch den Hafen der Ehe ansteuerte, wird in Bern und im Freundeskreis

einiges Aufsehen erregt haben; Karl Viktor von Bonstetten quittierte die Verlobungsnachricht mit den launigen Worten: «Ihren in Champagner-Liebe schäumenden Brief habe ich erhalten. Er hat mich ein wenig typsy gemacht, so freut' ich mich, Sie glücklich zu wissen.» – Am Hochzeitsfest in Belp nahm auch der Namensvetter J. R. Wyss d. Ä., damals Pfarrer in Wichtrach, teil.

Die Hochzeitsreise führte das junge Paar ins Berner Oberland. Wyss berichtete darüber dem Zürcher Freund David Hess (3. September 1820): «Unsere glückliche Reise war nach Unterseen gerichtet, um dort Standquartier zu beziehen. Alsdann ging sie nach Lauterbrunnen und Grindelwald, wo mehr, als der Schlendrian gepflegt, gesehen, gewagt, erstiegen, – aber auch genossen wurde. Das junge Weibchen hat es unternommen, den allerersten Ritt seines Lebens, fünf Stunden lang, nach dem Gipfel des Faulhorns zu richten, 8080 Fuss über der Meereshöhe. Es war ein herrlicher Tag, der Pfad gefahrlos, die Aussicht begeisternd.»

Von 1828 an machte dem oft Kränkelnden ein schwerer Gelenkrheumatismus mehr und mehr zu schaffen. Am 21. März 1830 beendete der Tod dieses kurze, aber erstaunlich reiche und gesegnete Leben. Bern und die Schweiz hatten eine Gestalt von seltener Arbeits- und Ausstrahlungskraft verloren.

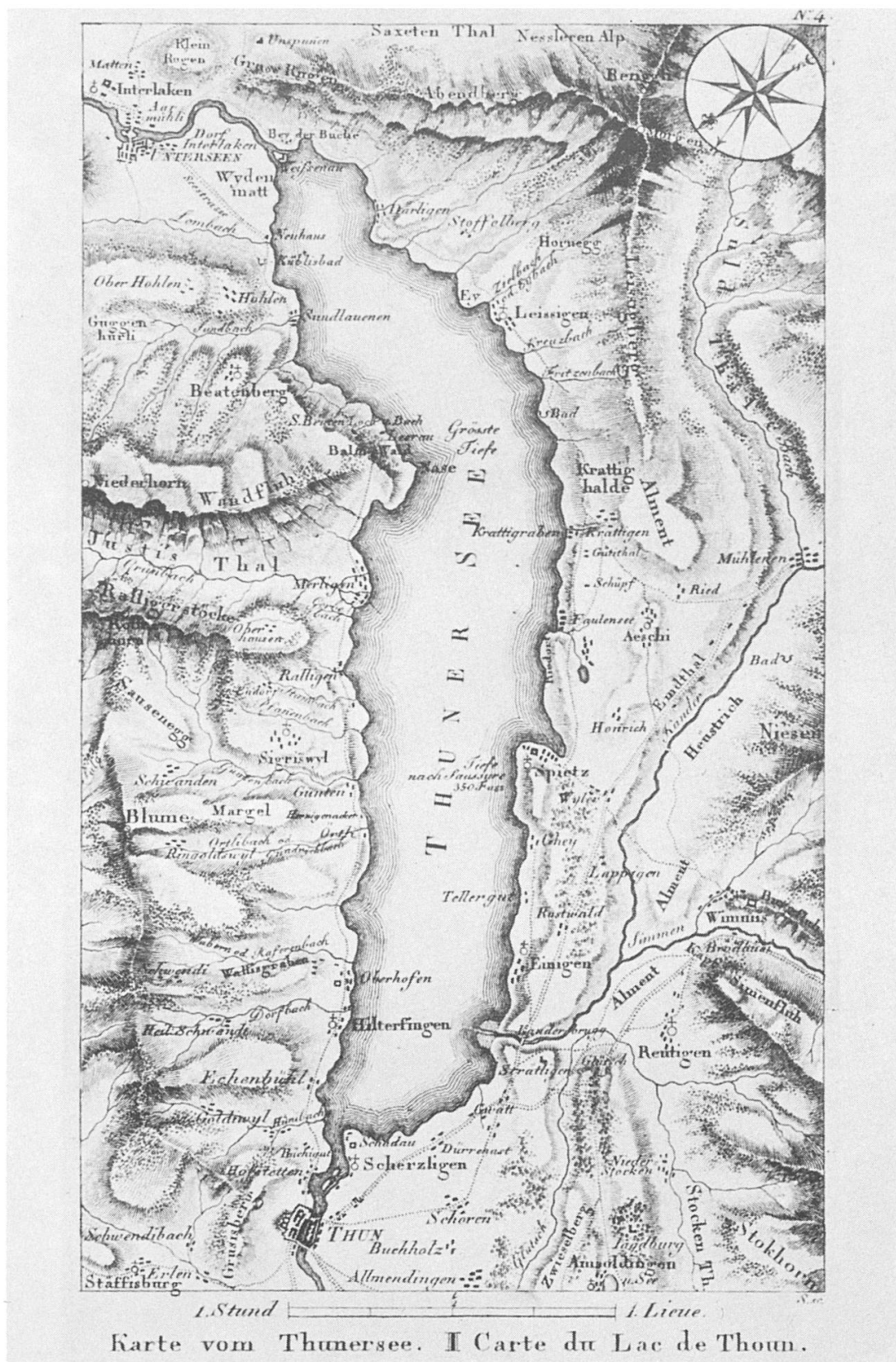
«Reise in das Berner Oberland»

Als der vorhin erwähnte David Hess seine «Badenfahrt» herausgegeben hatte, schrieb ihm J. R. Wyss (1818): «Die Schadenfreude nur will ich Ihnen nicht verhehlen, dass Ihnen ein so tüchtiger Band aus dem Werklein erwachsen ist. Welch ein Trost für den Verfasser einer Reise in das Berner Oberland, die leider zu zwei noch tüchtigeren Bänden sich ausgedehnt!» «Tüchtig», das heisst in diesem Fall «umfangreich»: der erste Band des Wysschen Reisehandbuchs, 1816 erschienen, zählt 404 Seiten, der zweite (1817), durchpaginiert, führt bis Seite 898; hinzu kommen die Register, so dass das ganze Oberlandwerk (ohne einen dritten Teil mit Zusammenfassung und Kartenmaterial) sich auf über 900 Seiten erstreckt. Tatsächlich, eine «tüchtige» Arbeit, besonders wenn man bedenkt, dass unter «Berner Oberland» nach damaliger Auffassung nur ein Teil des heutigen Landesteils zu verstehen ist.

Aber das Beiwort «tüchtig» ist auch in inhaltlicher und darstellerischer Hinsicht vollauf berechtigt. Was der begeisterte Wanderer und Berggänger auf seinen Ausflügen gesehen, beobachtet, erfragt und vergleichend gewertet hat, was ihm frühere Reiseberichte (von Wyttenbach, Meisner, König, Kasthofer, S. Wagner, Ebel usw.) an zusätzlichem Stoff geliefert haben: das Ganze ergibt einen gewaltigen, jedes denkbare Sachgebiet umfassenden *Informationsreichtum*. Den Verfasser interessiert, seiner lebhaften Geistesart entsprechend, alles und jedes; deshalb kann er auch jedem etwas bieten: dem Wanderer, der sich einfach beraten lassen möchte über Bekleidung, Ausrüstung, Proviant, Entfernungen, Unterkunftsmöglichkeiten, Tarife, Preise; dem Naturfreund, der Tiere und Pflanzen beobachten will; dem Liebhaber der Volkskunde, der anhand von Sagen, Bräuchen und Gewohnheiten, vielleicht auch von Bauformen, den Menschenschlag einer Talschaft ergründen möchte; dem Geschichts-, Sprach- und Literaturfreund; dem Geographen, dem Meteorologen ... kurz, Wyss wünscht sich einen gebildeten Leser, «der mit offenen Augen, mit offenem Geiste, mit offenem Herzen reist». Wer so eine Landschaft durchstreift, dem wird aber auch «jedes einsame Haus, jedes abgelegene Dörfchen zum Gemälde, zum Gedicht» (S. 35). Im übrigen soll der Wanderer sich «vom ersten Schritte an kindlich allem Menschenwerk und allen Gottesbildern» hingeben. «Spazieren ist wie Spielen» (S. 338). «Niemand eile! Reisen ist nicht Wettlaufen. Thöricht will man auf der Stundentabelle was vorschlagen, und verliert an ächtem Vergnügen. Bergan ist alles Hasten verderblich. Man wende sich öfters um und man gewinnt zehnerley Ansichten in einer Stunde» (S. 163). «Schreibtafel und Taschenbuch rathe ich jedem mitzuführen, ob er auch kein Mahler, kein Schriftsteller sey. Es giebt Erinnerungen aufzuzeichnen, die für das ganze Leben erquickend sind» (S. 95). Wie sehr ihn selber der Anblick einer Landschaft innerlich beflügeln konnte, zeigt Wyss beispielsweise bei der Betrachtung über den Aare-Fluss, diesen «heranstürmenden Alpensohn»: «Manchmal erschien er mir als ein griechischer Flussgott, der jugendlich ungestüm aus seinen Berghöhlen bricht, (...) ein andermal sehe ich einen Fürsten des Landes, der auszieht von hoher Felsenburg und aus allen Gebirgen von Bern die Quellen, die Bäche, die Schmelz-Wasser wie Vasallen zum Heerzuge ruft ...» (S. 189).



Johann Rudolf Wyss (der Jüngere) 1781–1830 (Schweizerische Landesbibliothek)



Karte vom Thunersee aus dem «Hand Atlas für Reisende in das Berner Oberland» (1816, Schweizerische Landesbibliothek).

Diese Darstellung aus dem «Hand Atlas...» stellt ein interessantes Zwischenglied auf dem langen Weg der schweizerischen Kartographie dar. J. R. Wyss war sich ihrer Mängel bewusst; auf Seite 61 schreibt er unter anderem: «Was Fremden und Einheimischen bey dem Anblick dieses Blattes sogleich auffallen dürfte, ist die Kleinheit des Winkels, den der Thuner See hier bey der Nase bildet. (. . .) Es kann in der That sehr wohl seyn, dass hier etwas zu wenig geschehen ist. (. . .)»

II. Mit J. R. Wyss auf und an den grossen Oberlandseen

Es ist von hohem Reiz – sowohl vom kulturgeschichtlichen wie vom sprachlichen Gesichtspunkt aus –, zu sehen, was der begeisterte und begeisternde Wanderer Johann Rudolf Wyss zwischen Thun und Brienz erlebt hat, was er der Erwähnung wert hält, wie sich Land und Leute der oberländischen Seenlandschaft zu Beginn der Restaurationszeit seinem romantischen Gemüt dargeboten haben. Etwas davon wird sich, so hoffe ich, auch in einer notgedrungen stark gerafften Darstellung wiedergeben lassen.

Thun und Umgebung

Durch das Aaretal herauf, durch habliche, blumengeschmückte Dörfer – «in allen blüht Arbeitsamkeit und blühen ihre Töchter» – gelangt der Reisende in das Töpferdorf Heimberg, dessen Ware – Krüglein und Teller, «kühngewagte» Urnen, Kacheln oder gar «ein Schweizermann mit Hellparte und Pumphosen» – «fast vom Ofen weg» bis «hinein nach Burgund geführt wird». Die Steffisburger liefern dazu den «vortrefflichen Lehm», scheinen aber «nicht ihn selber bearbeiten zu wollen». «Vor den Augen richtet schwarz und felsig der Grüsisberg mit Tannen und wildem Gebüsch sein ungekämmtes Haupt empor. Den Fuss hat freundlicher Weinbau in Beschlag genommen, und das mildere Grün der Reben leuchtet gefällig vom dunklern des Nadelholzes herüber.»

Die Stadt Thun, zwischen den Hügel der schützenden Burg und die Aare eingeklemmt, konnte «nicht Platz gewinnen zur heiteren Ausdehnung, und viele der ansehnlichsten Wohnungen wurden in neuerer Zeit um der anmuthigern Lage willen draussen vor die Thore, nicht in die Gassen hingebaut. Durch eine Hauptstrasse, die über einen beträchtlichen Platz, und dann zwischen verunstaltenden Buden hindurch nach der hölzernen Sinnebrücke führt, gelangt man vor das Gasthaus des freyen Hofes, der vor Alters von seinen adelichen Besitzern der Bockhessen-Hof geheissen und 1780 neu erbaut worden ist. Entweder hier oder im Belliz, bey'm weissen Kreuze pflegen die Reisenden einzukehren. Im freyen Hof übersieht man den schönsten Punkt der inwendigen Stadt, wo zumal an Markttagen lebhafter Verkehr die Umgebung belebt. Das weisse Kreuz bietet mehr Stille und einen ruhigen Anblick der Stockhornkette dar.

Thun liegt eine Viertelstunde nordwärts vom Ufer des Thuner-See's an der Aar, von welcher es bespült wird. Unmittelbar über dem Orte zertheilt sich der Fluss in zwey Arme, deren einer mehr östlich die Stadt in zwey Hälften sondert, der andere sie westlich an ihren Mauern umschlingt. Auf der Ostseite steht der Berg mit dem hochgethürmten Schlosse, der Pfarrkirche (vor Alters dem heiligen Mauritius geweiht), und den Häusern der Geistlichkeit, welche Schulen und Kirche besorgt. Am Fusse desselben zieht sich schmal aber fast eine Viertelstunde lang die Stadt dahin; westlich jenseits des einen Flussarmes liegt als Insel das Beliz, mit der quer daran hinstreichenden Einen Strasse des Rosengartens. Über jeden Theil der Aar führen zwey Brücken, eine bedeckte und eine unbedeckte. Zwey Thore stehen an den zwey äussern. Ein drittes liegt nördlich gegen Bern, ein viertes, das Lauithor, geleitet zu den schönen Spaziergängen am Grüsisberg. Dieser Felsenstock begränzt nah in Osten die Aussicht, und zeigt in der nordwestlichen Ecke den Riss eines mächtigen Bergsturzes, der noch jetzt in sichtbarer, wenn auch schön angebauter Erhebung den Namen der Lauine trägt, und nach der Sage selbst einen Arm der Aar, welcher um den Schlossberg lief, in ältester Zeit verschüttet hätte.

Die gesammte Stadt enthält 228 Wohnhäuser und 55 andere. Sie hat ungefähr 1300 Einwohner. (...)»

Nachdem Wyss die Aussicht von Thun aus und die «Gelegenheit» auf dem Schwäbisweg gewürdigt hat («Wo nun das Rindvieh wandelt, ist der Hecht geschwommen»), unternimmt er einen «Spaziergang nach Scherzligen, Schadau und dem Bächihölzlein». «Gegenüber Scherzligen liegt Hofstetten, mit seinen Ziegelhütten, Landungsplätzen, Gärten, und mit niedlichen Landsitzen. Ein neues Badehaus winkt auch dort. (...) Kindergesang aus 20 offenen Fenstern hallt herüber.

Die Handwerker zimmern und hämmern fröhlich dazwischen. Ein Schiff gleitet stromab, ein anderes rudert stromauf, die Leute pfeifen sich zu, und jauchzen sich herzlichen Gruss. – Anmuth, Grösse, Leben, Mannigfaltigkeit verbinden sich zu einem Ganzen, das wieder und wieder die Künstler verleitet, hier nachzubilden, was immer noch unerreicht scheint.»

Von Scherzligen aus erreicht unser Reiseführer (der sich seinerseits oft auf G. F. Studers beinah hymnisch gesteigerte Darstellung «Zwey Tage in Thun» stützt) in einem «Weidlig» das andere Ufer und wandert nach dem «Bächihölzlein», dem Landsitz des ihm wesensverwandten Schultheissen

Niklaus Friedrich von Mülinen. Dass ihn hier die «steinerne Ruhebänk» besonders anzieht, die Mülinen zur Erinnerung an den Minnesänger «Heinrich von Stretelingen» hat errichten lassen, ist verständlich, ebenso dass er ausführlich auf ein zweites, heute verschwundenes Erinnerungszeichen zu sprechen kommt:

«Wenige Schritte von der Ruhebänk unter der Wölbung von Eichen und Buchen liegt ein Grabmal des Sängers im kühlenden Moos der Erde. Abgebildet in voller Rüstung sieht man ihn, sein Wappenschild an der Seite, die Hände falten und bis über die Brust zum Kinn erheben. Auf einem liegenden Löwen ruh'n seine Füße, und alles stellt den rührenden einfach frommen Sinn des ritterlichen Zeitalters und seiner Kunstwerke dar.»

Von der «arkadischen Umgebung» der Chartreuse geht's weiter zu den «anmuthigen Häusern» von Hünibach am Eingang zu der damals offenbar noch kaum begangenen Kohlerenschlucht. «Ein Steg führt über einen Bach, der aus dunkeler Schlucht, wie ein neugieriges Faunenkind aus Waldesgrotte hervor in die Blumentrift hüpfet.» Das ernste Tal, ein «gähmend aufgesperrter Felsengrund», ein «Bild der Unterwelt», wird «immer schauerlicher, immer wilder» – bis zu einem «brausenden Wasserfall, der in Regenbogen-Farben sich vom Felsen stürzt in die selbstgegrabene Marmorschale», sagt Wyss, zum Teil mit den Worten G.F. Studers. Und als Fussnote (mit dem Beiwort «hübsch» seltsam abschwächend): «Es ist dieser hübsche Fall des Hünibachs allzuwenig bekannt.»

Am und auf dem Thunersee

Es empfehle sich, die Fahrt seeaufwärts nicht vor etwa sechs Uhr morgens zu beginnen, denn «ohne Sonnenglanz ist alle Landschaft nicht viel mehr als todt's Schattenspiel, und jeder Zauber entflieht».

«In Thun hat man sich ein Schiff zu bestellen mit einem Zeltdach, in dessen Schatten man sitzt, und einen Tisch hat, um Bücher oder Karten auszubreiten und zwischendurch Erfrischungen einzunehmen. Wein, Käs' und kalte Küche sind nicht zu vergessen. Ein Trunk für die Schiffleute geht natürlich mit. Man pflegt drey Ruderer zu nehmen, und würde mit zweyen doch fast zu langsam fahren. Auf den Gebrauch von Segeln darf man sich schwerlich verlassen; denn wenigstens mir ist von zehen Malen kaum eines gelungen, recht lebhaften Nachwind zu haben. Nachwind nämlich

ist der günstige, welcher vom Rücken her bläst. Indess hat der Thuner-See vornehm genug, wie der Ocean, eine Art von Passatwinden, die, wenn ich mich recht erinnere, Vormittags abwärts, Nachmittags aufwärts blasen.

Wollte man sich mit Lustwandeln eine angenehme Morgenstunde machen, so könnte man äusserst befriedigend zuerst bis Scherzligen geh'n, dort über die Aare setzen, alsdann nach Hilterfingen und Oberhofen weiter schreiten, und rechts den See, links in Abwechslung Rebberge, Wiesen und Obstgärten, oft unterbrochen von ländlichen Hütten, sich eine schöne Reihe der freundlichsten Ansichten sammeln, ohne sich im mindesten zu verspäten, da die Gestade hier weniger buchtenreich, und zunächst am See so flach sind, dass man keineswegs wie bey Gunten und Merligen durch Aufsteigen sich hingehalten sieht.

In eigens gemiethetem Schiffe zu fahren ist für den Fremden, und für das erste Mal am räthlichsten; denn einerseits wird man in Post- und Marktschiffen, die abwechselnd fast alle Tage auf dem Wasser sind, nicht eben stets am bequemsten gelagert, und andererseits halten sie nicht an, um die Beatenhöhle zu seh'n. Auch dürfte das Gelärm und die bunte Gesellschaft, welche man öfter trifft, der Landessprachen wegen, die der Ausländer schwerlich versteht, nur etwas Störendes für ihn haben, und ihn hindern recht gemüthlich den schönen Ansichten sich hinzugeben, oder selbst seiner Wissbegier, seiner Begeisterung, seinen Betrachtungen wechselweise Luft zu machen.»

Für das Kapitelchen «Der Thunersee überhaupt» gibt Wyss zunächst K. V. von Bonstetten das Wort («Hätte ich die so wahre und gedrängte Beschreibung lieber mit eignen wohl weniger glücklichen Worten vertauschen sollen?»). Der Thunersee vereinige in sich «alle Schönheiten der nördlichen Schweiz», meint Bonstetten. «Seine Ufer sind voll Anmuth und Pracht; viele Thäler stossen da zusammen und lassen überall in die tiefen Alpen blicken, und dieses prächtige Amphitheater ist Abends und Morgens mit dem Purpur oder Silberglanz der Eisberge übergossen. Der oberste Theil bis Merligen ist noch im Styl eines Alpen-Sees: rechts steht die gebrochene graue Felsenwand halb nackt und halb mit Tannen geschwärzt; links senkt sich bis in den See ein steiles Gebirg, wo im Frühling jede Viertelstunde, in Gestalt einer stürzenden Wolke, Lauinen donnern. Zwischen diesen Bergen öffnet sich das Thal von Interlachen, vom hintern Brienzerthal wie beleuchtet; da zwischen Eis und Fels blüht noch die Natur in ganzer Fülle. See-unter geht die erhabene Alpennatur mit

jedem Schritt in sanftere Schönheiten über. Auf beyden Seiten künden Reben ein glücklicheres Klima an: mahlerisch krümmen sich die Gestade in Wellenlinien, oder buchten sich, wie zu Spiez in's reiche Hügelland hinein. Alle Ufer und Hügel sind mit Blüthen und Blumen (...) oder mit Dörfern, gezierten Wohnungen und Gärten bekränzt, auch bisweilen von kleinen Wäldchen zwischen Reben auf hohen Terrassen sanft beschattet, bis wo bey Schadau der himmelblaue nun sanft fliessende See das Ufer in Form schöner Inseln zu umarmen scheint. Majestätisch herrscht überall im prachtvollen Gemählde die prächtige Pyramide des Niesen, am Eingang dreier hoher Alpenthäler, die sich im Wolkenhimmel an hochschimmernde Gletscher verlieren.»

Der rund fünf Stunden lange See «kehrt sich plötzlich bey'm Vorgebirg der Nase gegen Osten», erklärt Wyss weiter; diese Wendung habe dem See im Mittelalter den Namen Wendensee eingetragen, man brauche also zur Erklärung nicht mehr «die Vandalen her zu bemü'h'n».

Nach Bemerkungen über den Fischreichtum des Sees und Hypothesen über die geologischen Verhältnisse in dessen Umkreis kommt unser Gewährsmann auf die Fruchtbarkeit der Ufergebiete zu sprechen. «Sie scheint grossentheils Folge des Schutzes gegen die Nordwinde, und der gesenkten Berghalden, welche sich einerseits nach der Mittagssonne neigen, andererseits sich an ihrem Widerschein aus dem grossen Wasserspiegel erquicken. Weniger von Frösten heimgesucht als die Gegenden von Bern, zeigen die niedrigeren Ufer sogar bey Leissigen, wo die Sonne des Winters den Bewohnern viele Wochen hinter dem Berge bleibt, eine Fülle von Obst und von Pflanzen der mannigfaltigsten Art. Ganze Schiffe führen im Herbst die Gaben der Pomona nach Thun und auf der Aar bis in die Hauptstadt hinab. Der zahme Kastanienbaum wird nur nicht genug noch angepflanzt; aber Rebstock und Nussbaum gedeihen vortrefflich. (...)

Eine den Blicken schmeichelnde, wenn auch nicht bedeutende Merkwürdigkeit des Thuner-Sees sind die vielfach verschiedenen auf das willkürlichste wechselnden Streifen des Gewässers auf seiner Oberfläche. Gleich einer stellenweise polirten Scheibe zeigt er hier glatte und spiegelnde, dort glanzlose, dunklere und matte Parthien, ohne dass man die Ursache sofort entdecken kann.» (Der Verfasser rätselt: Sind «leichte fast unmerkliche Lüftchen», ist der «Wärmestand des Wassers» im Spiel? «Oder muss die Electricität, diese grosse Geburtshelferin von Erklärungen, zu Hülfe kommen»?)

Neue Blickrichtungen innerhalb des Gesamtthemas Thunersee haben zur Folge, dass der Verfasser gelegentlich auf früher Erwähntes zurückkommt. Dem Kapitel «Einfahrt in den Thunersee. Kanal der Kander» entnehmen wir eine einprägsame Naturschilderung und ein paar Hinweise auf den Kanderdurchstich von 1714.

«Gewöhnlich zu Hofstetten, seltner zu Scherzligen, mitunter schon bey'm freyen Hof zu Thun, wird das Schiff bestiegen, und die Fahrt durch den Aarestrom hinauf bietet gefällige Ansichten dar. Aber nichts kömmt dem Augenblick doch gleich, da man vorbey der Schadau plötzlich das mächtige Becken des Thuner-Sees übersieht. Fast unmittelbar zeigt er seine ganze Breite, bis hinüber zu dem schönen Gute von Gwatt, dessen reichliche Pappeln, sammt einem Inselchen hart am Gestade, nach wenigen Ruderschlägen sichtbar werden. Das Auge muss sich gewöhnen, bis es die Berghöhen fassen kann, die nun über dem See, gleich Säulen ohne Sockel den Himmel starren. Im Morgenlicht stehen diese Wundergebilde wie zauberisch umflossen von perlgrauen Dünsten, die alles sanft zu verbinden und zu verschmelzen (...) scheinen. (...)

Es lässt sich viel darüber streiten, ob die Gebirge dieser unvergleichlichen Ansicht schöner seyen im Silber des Morgens oder im Golde des Abends. Die Frühstunde gleicht der Hoffnung, welche zart umschleyert Paradiese verspricht. Im Spätglanz der scheidenden Sonne steht schöne Gewährung, aber oft zu scharf bestimmt in geschlossener Endlichkeit da. Das Licht des Vormittags fällt überraschend von der Linken im Hinauffahren, zum Theil wie ein Strom durch hohes Ufer, zwischen den Felswänden des Justisthals herein. Des Nachmittags bricht es eben so wundersam aus dem Hintergrunde des Frutigthals oder des Simmenthals daher, und theilt sich am Pfeiler des Niesens, der schwarzblau in den glühenden Abendhimmel taucht.

Gesättigt von dem Anblick des Fernsten und Höchsten zieht der Blick sich endlich in das Niedere und Nahe, wo links die Kirche von Hilterfingen und schönbewachsenes Vorland den Seespiegel berahmen, während rechts wieder Waldstriche, Strättligens Thurm, und der Kanal des Kanderstroms die Aufmerksamkeit beschäftigen.»

berichtet Wyss u. a.: «Es fällt in die Augen, jener Einschnitt in dem langhinziehenden Hügelband ist ein Werk der Menschenhand. Die Kander, welche herströmt aus Gastern und aus ihrem eigenen Thal, bey Frutigen vorüber, trifft am Fusse des Niesens zusammen mit der Simmen oder Sibne, die nach der Sage von 7 Quellen ihres Ursprungs am Rätzliberg den Namen trägt. Beyde nun hinter den Höhen von Strättligen hinab, da wo jetzt der Glütschbach fliesst, zogen jetzt überschwemmend und übergrاندend, jetzt einfressend der Aare zu, und vereinten sich mit ihr gegenüber dem Heimberg. Dadurch stauten sie wohl auch diese und verursachten obwärts Thun hin Wasserschaden. Diesem Übel zu wehren, Land und Menschen zu sichern, die Aar aus der verwilderten Freundschaft zu retten, beschloss die Regierung von Bern nach Plänen des Werkmeisters Samuel Jenner, den Hügelgrat nicht fern von Strättligen durchgraben zu lassen, und den ungestümen Bergstrom zu dämpfen in den Wellen des Thuner-Sees.»

Eine Zwischenbemerkung: Hier irrt J.R. Wyss. Der Planer und Leiter jener grossen Arbeiten heisst Samuel Bodmer, nicht Jenner. Bodmer war ursprünglich Bäcker, wurde dann Geometer und Mathematiker und bearbeitete 1705 bis 1715 im «Marchbuch» die bernischen Grenzen. 1714 wurde ihm die Leitung beim Kanderdurchstich übertragen.

«Zwey- bis dreyhundert Mann zogen täglich mit Trommeln und Pfeifen, mit Trommeten und Hoboen, zur Arbeit auf, und wieder ab, und zu Tische. Bey dem langsamen Fortrücken aber ward beschlossen, unterwärts zunächst am Wasser, zwey mannshohe und 3 Schuh breite Stollen neben einander durchzugraben, und dem Wasser zu überlassen, ein weiteres Bett sich selber auszufressen. Im dritten Jahr denn, (1714), nachdem die Arbeit Tausende von Thalern gekostet, ward die Kander in den Berg hineingelassen. (...) Sie riss fürchterlich ein, so dass in weniger Zeit kein Tropfen mehr durch den alten Runs hinlief.» Dazu als Fussnote und Zitat ungenannter Herkunft: «Den 15ten Brachmond an einem Samstag ist das Stück Land, welches noch einige Schritte breit oben über den Graben hieng und über das kein Mensch sich mehr zu gehen wagte, mit entsetzlichem Tosen und Krachen, davon die Erde zitterte, ja mit schrecklichem Prasseln und Wüthen der Wellen über Stein und Felsen in den See gefahren. (...) Zwey Herren von Wattenwyl aus Bern hatten das Unglück mit

dem immer nachrutschenden Erdreich, da sie zu weit an's Bord getreten, um den brüllenden Strom in der engen und finstern Kluft zu besehen, unrettbar hinabzustürzen. Der Schwall des plötzlich eindringenden Gewässers bewegte den See, und verursachte Schaden zu Thun, der bey starkem oder anhaltendem Regen sich erneuerte. (...)

Ein Nutzen des neuen Kander-Kanals war das Holzschwemmen aus Siebenthal und Frutigland. Die Waldungen des Alpengebirges liefern noch jetzt, wiewohl abnehmend, Brennholz gen Bern. In etwa dreissig Jahren haben sie vor der Revolution über 200 000 Klafter hergegeben, ohne dass Saaten gemacht wurden. Aber umsonst war die Hoffnung eines freywilligen Nachwuchses. Die neuere Staatshaushaltung fand Ursache, dem Oberland seinen eigenen Förster zu geben.» Diese Stelle zeigt mit drastischer Deutlichkeit, dass manches, was heute rund um die Waldpflege selbstverständlich geworden ist, zu Beginn des letzten Jahrhunderts noch mühsam erarbeitet werden musste. Bei den «Naturkundigen und Forstmännern», die eifrig «gegen bedachtloses Entblössen der Berghalden» ankämpften, wird Wyss nicht zuletzt an seinen Freund Kasthofer gedacht haben.

Von Spiez nach Merligen

Ausführlich beschäftigt sich J. R. Wyss mit der Gegend von Einigen und Spiez, und unablässig fragt sich der Romantiker in ihm: «Wie war es hier einst?» – «Der Thurm (von Strättligen) ein wenig unterhalb des neuen Kanals leuchtet blendend herüber und mahnet an versunkene Ritterzeit. (...) Die Gegend, sagt Überlieferung, hiess vor Alters ihrer üppigen Fruchtbarkeit wegen: zum goldenen Lust; das Kirchlein unten am Gestade (man bemerkt es kaum) war die Kirche St. Michaels des Erzengels, genannt im Paradies. Aufwärts am See hiess das Schloss Spiez der goldene Hof. Kein Wunder dass von diesem gepriesenen Ländchen sich eine Chronik von Einigen oder Z'Einigen heisst.» In Zusammenhang mit diesem Hinweis auf die Chronik des Eulogius Kiburger vernimmt man, dass die Überlieferung die Frühgeschichte von Strättligen sogar mit dem Hunnenkönig Attila (Etzel) in Verbindung gebracht haben soll.

«Zu Spiez in der Kirche wimmelt es von Wappen, Denkzeichen, Inschriften und Grabmälern der Familie von Erlach, und einiger anverwandten.

Die Schultheissen Sigmund und Franz Ludwig haben Epitaphien und Monumente. Der erstere liess lange vor seinem Tode sich seine Gruft bereiten, und verrichtete jedesmal nach geendigter Predigt seine Andacht darin. Auf der Grabschrift, welche er sich [hatte] setzen lassen, während er noch lebte, waren die Zahlen 16.. ausgehauen; die zwey andern fehlten. Im Jahr 1699 erinnerte man ihn, aus der 6 eine 7 zu machen. Nein! sagte er, denn vor dem Ablauf des Jahres werde ich hier seyn. Es geschah; im letzten Monat desselben starb er.» (Sigmund von Erlach, 1614 bis 1699, ist der General der bernischen Truppen 1653 und 1656: Bauernkrieg und Erster Villmergerkrieg.)

Nachdem Wyss ein «colorirtes Blatt [von Rieter] mit der Aussicht über den See hin nach Merligen» vorgestellt hat, lässt er sich nach diesem «Schiffer- und Winzer- und Hirtendorf» hinübereudern. Dort beobachtet und kommentiert er zunächst etwas Seltsames: Mitten in den Reben, «zwischen dem Grün einer gedeihenden Pflanzenwelt», dehnt sich ein gelblicher Fleck; es handele sich um eine schlimme Rebenkrankheit, nach der Meinung der Bewohner ein Werk des Teufels! Auf weiten Strecken stürben die Stöcke ab, das Übel sei ansteckend, fresse um sich «wie der Krebs». Der Angriff geht auf die Wurzel, welche zu faulen anfängt...

Den muntern Ruderknechten gibt das gelbe Stück Rebland Gelegenheit, ihren Fahrgast mit Merliger Münsterchen zu unterhalten. «Alle Schnurren der Schildbürger, der Schöppenstädter und Lalenburger in Deutschland werden dem ehrlichen Völklein aufgebürdet.» Auf jenem gelben Fleck hätten die Merliger ihren Salzacker, sagen die Ruderer – und viel anderes dazu. Wyss macht im Anschluss an diesen Reigen von Schnurren und Anekdoten die Bemerkung, «fast alle Pfarrdörfer im Kanton Bern (trügen) einen Spottnamen», und immer wieder wüchsen sich die gegenseitigen Spötteleien zu Beschimpfungen und «gefährlichen Händeln» aus.

Am rechten Thunerseeufer

Die Fahrt bis hinauf zum «Neuen Haus» bietet «wechselweise zur Beschauung die freundlichste Gegenwart, zum Nachdenken die Spuren der anziehendsten Vergangenheit». Überall vermerkt Wyss denn auch Schönes und Beachtenswertes in reicher Fülle – ohne auf bedauernde Untertöne ganz zu verzichten dort, wo ihm etwas missfällt. Das Schloss Ralligen

«geht seinem Verfall mit eiligen Schritten entgegen», stellt er zum Beispiel fest. (Rund drei Jahrzehnte später sah Ralligen «einem Armenspital ähnlich»; siehe meine Arbeit über «Karl Howald und seine Sigriswiler Chronik», Jahrbuch UTB 1975, S. 23.) Jede der Seegemeinden wird kurz nach geographischen, geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten vorgestellt. «Sigriswil ist eine ansehnliche Berggemeinde, die, rings in zahlreichen Dörfchen zerstreut, seltsam genug ihre Bewohner halb durch Weinbau und halb durch den Abtrag herrlicher Alpen ernährt.» «Gunten oder Gonten liegt, wie manches Örtchen am Ufer des Sees, auf dem hergeschleppten Grand eines Baches, der oberhalb Sigriswil entspringt.» Das Justistal «nährt an seinen Bergwänden 258 Kühe» usw. Die Beatushöhlen waren um 1815 erst teilweise erforscht. Wyss beschreibt sie anhand eines Berichtes über eine Expedition, die der Brienzer Kunstmaler Johann Stähli 1814 mit vier Begleitern unternommen hatte; wir müssen hier auf Einzelheiten verzichten. Im Volk geisterten damals die seltsamsten Vorstellungen über die «Grotte, deren geheimnisvolles Dunkel in jene Tiefen lockt, wo die Zwerglein aus dem alten Gletschereis die lauterer Gewässer brauen»: Auf die Frage «Wo geht sie hin, die wunder-same Kluft?» antwortet ein Bauer: «Ach, wisst Ihr das nicht! Ins Tyrol!», ein anderer: «Ins Entlibuch!» und ein dritter, «treuherzig»: «Nach dem Schwarzwald».

Ausgiebig berichtet Wyss über das Sagengut am See. Da ist beispielsweise der volkstümliche Bericht über den Untergang Rolls, es ist die Rede von der Alp Seefeld im hintersten Teil des Beatenbergs, später von der Alp Aellgäu «auf der Grenze des Kantons Luzern» zuhinterst im Habkerntal. Der Blick auf Därligen (oder «Dätligen»), die «Schiffswerfte der meisten Fahrzeuge auf dem Thunersee», weckt die Erinnerung an eine dort angesiedelte Teufelssage: Auf dem «Fussweg nach Interlachen über steile Hal-den und durch Waldparthien» gelangt man «an eine wunderlich quer hinanlaufende Felsenschicht mit zwey tiefen Einschnitten, gleich Radglei-sen, die den Namen des Teufels Karrweg (...) tragen. Der Teufel, meldet die Sage, mit Pfaffen und Nonnen zu Interlachen im freundlichsten Ver-nehmen, habe die einen und die andern oft in der Kutsche hier durch auf den Gipfel des Berges, oder auf die Suleck, geführt, und droben Blocksber-gische Tänze und ausgelassene Feste gehalten...» Im übrigen hält J. R. Wyss nicht allzuviel von den Sagen, in denen der Teufel sich «eingeni-stet» hat; viele von ihnen scheinen ihm «verwässert durch neuere Klüge-

ley». Umgekehrt strömen die volkstümlichen Berichte etwa über die beiden Glaubensboten Beatus und Justus eine «tief im Gemüth liegende Poesie des Mittelalters» aus. «Auf seinem Mantel flog er (St. Beat) wunderbar über den breiten See, dem Völklein rings die himmlische Wahrheit zu verkündigen. Er fastete oft drei Tage lang und trug ein rauhes härenes Kleid. In hohem Alter verschied er, und lange ward sein vorgebliches Haupt in der Höhle von Wallfahrtern angestaunt, bis 1528 zwey Ausgeschossene des grossen Rathes zu Bern es zu Interlachen begraben liessen; worauf, da die Andächtigen fortwährend herbeyströmten, 1566 auch die Siedeley vermauert wurde.»

Natürlich verlässt unser Reisemarschall die gewaltige Felsenlandschaft am Beatenbach nicht, ohne dem «sonnigen Friedenssitz» des Berner Hauptmanns Lerber einen Besuch gemacht zu haben. Die «Leerau», beim mittleren Wasserfall zwischen Höhle und See «aus verwahrloster Natur mit glücklich-umbildender Kunst hervorgerufen», erinnert ihn an die Wohnstätten von Berühmtheiten wie Horaz, Xenophon oder Plinius. «Ein Teich, ein Springbrunnen, der gewaltig gen Himmel spritzt, wenn er zum Spielen kömmt, sanftumherschlingende Pfade, mannigfaltig angepflanztes Buschwerk, keckaufwachsende Bäume, ein sonniger Fleck, wo «hoch der Lorbeer blüht», gedeihende Stämmchen von Kastanien und Feigen, endlich, wie mit goldenem Szepter gebietend, mannshoch die Wollblume, verrathen südliche Milde, südliche Fruchtbarkeit.»

Bis Neuhaus dürfe der Reisende weitere «romantische Scenen» erleben – entweder zu Fuss, auf einem etwas langen und «für Ungewöhnnte vielleicht gefährlichen» Weg über «Sund- oder Sunglauenen», oder aber zu Schiff. S. 307: «Die Schifffahrt in dieser obersten Region des Sees ist schöner des Nachts als des Tages. (...) Es ist ein Schauspiel ohne Gleichen, und jedem Fremden in hohem Grad empfehlenswert. Der Mond stand beynah' im Süden über dem Abendberg nach der Jungfrau hin. Dunkelblau wölbte sich der Himmel zur allgemeinen nächtlichen Decke der Natur. Eine Reihe von Gewölken spielte gleich Lämmerherden vor der lichten mildstrahlenden Königin der Nacht, und flog in leisem Ostwind flockenweis' an ihr hin. Den Abendberg umschattete gediegen schwarz eine Nacht, die keinen Vorsprung, keine Kluft, keinen Baum, kein Haus unterscheiden liess. Gleich einer steilen furchtbaren Riesenmauer hob er sich fast an die Scheibe des schwebenden Mondes. Wundersam begleitete das Schiff ein glänzender Silberstreifen im Spiegel-Gewässer des Sees und baute neu

und immer neu bey jedem Ruderschlag eine scheinbare Brücke bis an die Gestade von Leissigen. Auf unserer Linken schuf der Mond mit launisch vertheiltem Licht unzählige Wundergestalten, die aus Felsen und Schlüchten, aus Bäumen und Gebüsch phantastisch zusammenwuchsen, um jeden Augenblick sich wieder aufzulösen. Zum leisen Geistertanz der Lichter und der Schatten erklang melancholisch ein dumpf hallendes, unablässiges, melancholisches Rauschen, als der vereinte Hall von zwanzig Bächen und Wasserfällen. (...)»

Nirgends wird der Abstand der Zeiten für den heutigen Leser augenfälliger als da, wo Johann Rudolf Wyss in zum Teil recht breiten Schilderungen auf

Land und Leute des «Bödeleins»

zu sprechen kommt.

Die Gegend ist «fruchtbar und mild», voller «Pracht und Lieblichkeit». «Im Vorschreiten erblickt man einen der drey Kolosse Eiger, Mönch und Jungfrau nach dem andern. Grün und dunkelgrau oder braun ist die Einfassung rechts und links, zwischen welcher im Hintergrunde blendend voll stiller Majestät sich vor allen die Jungfrau dem staunenden Auge zeigt.» – Nun, nicht wahr, das ist ein zeitloses Bild – so war es seit Jahrhunderten, so wird es in Jahrhunderten sein. Aber anderes hat sich seit den Tagen unseres J. R. Wyss gewaltig verändert, auch wenn damals schon ein wachsender Fremdenverkehr dem Bödeli und seinen Siedlungen den Stempel aufdrückte. Man sehe sich daraufhin die Bödeli-Karte aus dem Ergänzungsband (3) der «Reise in das Berner Oberland» an (sie ist auf dem hintern Vorsatzblatt meines Oberlandbuches «Volk und Dichtung...» wiedergegeben); oder man ziehe die entsprechenden Schlüsse aus der einen oder andern Einzelheit, so zum Beispiel, wenn unser Berichterstatter kurz und bündig von «*dem* Gasthof zu Interlachen» spricht!

Doch nun soll Johann Rudolf Wyss selber zu Worte kommen. Manches muss aus Raumgründen wegfallen, so etwa der Hinweis auf das sagenhafte Wyden, «ein altes ansehnliches Dorf mit Jahrmarktsrecht», das im 14. Jahrhundert einer Wassergrösse zum Opfer gefallen sein soll (S. 313), oder die auf genauer Beobachtung beruhenden Erläuterungen über die ländliche Kunst des Holzbaus (318 f.).

Nach einem Überblick über die Geschichte des Städtchens Unterseen kommt ein wichtiger Erwerbszweig der Gegend zur Sprache (S. 321 f):

«Seit ungefähr 15 bis 16 Jahren ward durch Vorsorge des geschickten Arztes, Herrn Aebersolds, hier und im benachbarten Aarmühle (in der Landessprache Rameli) eine Anstalt zu Molkenkuren eingerichtet, die auch jetzt noch ihren Fortgang hat, und in Verbindung mit der reinen Alpenluft alles Zutrauen verdient. Molken, oder schweizerisch gesagt, Schotten, von Kühen sowohl als von Ziegen, wird von den benachbarten Alpen herbeygeschafft, und ausser dem Kaufhause sind mehrere Privatwohnungen, namentlich von Herrn Doktor Aebersold, und Kaufmann Joh. Seiler am Höheweg, in Bereitschaft Gäste aufzunehmen und mannigfaltige, fast städtische Bequemlichkeit darzubieten. Die Annehmlichkeit der Gegend, die milde Luft, welche dem Nussbaum 2 bis 300 Jahre zu dauern gestattet, eine bequeme Gelegenheit zu Seebädern, die gesellige Nähe zahlreicher Menschen aus allen Klassen, der leichte Zugang, und die Wohlfeilheit, die Güte der Lebensmittel, Alles vereinigte sich, eine Gesundheitsanstalt in dieser Umgebung emporzubringen. Kein Wunder, dass bald auch Ankömmlinge von jeder Art sich einfanden, und endlich ganze Haushaltungen einen Theil des Sommers in diesem arkadischen Thale zu verleben kamen. Bis Interlachen und Matten, ja bis Gsteig und Bönigen in die ländlichen Hütten der Einwohner hausten die Gäste sich ein, und jede Stunde des Tages zeigte hier Lustwandler zu Fuss, dort Fahrende in Bankwagen, niedrig und hoch, welche fröhlich die Ebene durchkreuzten.(...)

Durch einen düsteren hölzernen Thorweg gelangt man von dem kleinen Unterseen nach seinen grössern Vorstädten Spielmatt, auf einer Aaren-Insel, und Aarmühle, zum Theil auf einer zweyten Insel. Rechts erblickt man eine dritte und vierte, die nicht ohne hübsche Anlagen sind, und deren eine den Schlossgarten trägt, in welchem sich schöne Standpunkte nach der Umgebung finden. Links überschaut man am Fusse des zerklüfteten und waldigen Harders erstlich die Häuser der Goldey, dann die sanft heranwogende Aar, bis hinauf zur Rotunde des Hohbühls, und ganz in der Nähe schäumend-umsprudelte Schwellen, die zwar nützlich einigen Wasserwerken, doch nachtheilig die Schifffahrt zwischen den zwey Seen unterbrechen.

Im Vorschreiten sieht man den schwärzlich bewachsenen Hügel des kleinen Rugens, und über ihm hoch die thronende Jungfrau. Mannigfaltige Buden und Kramladen mit allerley Waren für das Landvolk, eine hübsche

Niederlage von Spazierstöcken mit Gemshörnern, städtische und ländliche Wohnungen, zwey Brücken über zwey Arme der Aar, und endlich eine Mühle zur Linken wechseln ab, bis man endlich auf dem linken Ufer des Flusses ist, und durch die letzten, mitunter von Rebenlaub niedlich umrankten Häuser den breiten schnurgeraden Höhweg betritt. – Dieser Weg ist anerkannt einer der anmuthigsten weit und breit. Umgebung und Belebtheit eignen ihn zu reinem, immer wechselndem Genusse; denn Natur sowohl als Menschenhand umringten ihn mit den erfreulichsten Gebilden, und steter Verkehr zwischen Interlachen, ja zwischen Allem was obwärts gegen den Brienzer See liegt, und zwischen Unterseen, zusamt dem Porte des Neuhauses, lässt fort und fort eine Menge von Fremden und Einheimischen hier vorüberziehen. Einfassungen von niedrigen flachbelegten Mäuerchen; rechts und links ein breites Grasbord; jenseits der grauen Mauersteine saftiggrünes und schönbeblühtes Wiesland, woran, eine Seltenheit hier, zuweilen hohe Kornsaat gränzt; in der Ferne dort über Dörfern und Baumgärten die Thalkluft von Zweylütschinen nach der prachtvollen Jungfrau zu; hier über der blauen Aar die wilde Harderwand; jeden Augenblick am Weg ein beladener Apfelbaum, oder ein hochgewölbter üppig belaubter Wallnussbaum; endlich ein paar heitere Wohnungen mit Ruhebänken, die zwey sonnigen Häuser des Kaufmanns Seiler, mit grünen Fensterladen und reinlicher Steinbesetzung, die zum Eintritt ladet; – das Alles im entzückenden Farbenton eines Sommermorgens oder eines Frühlingsabends öffnet unwillkürlich den Schönheitssinn und die Landeslust auch in der trockensten Werktagsseele.

Mit Ungeduld eilet vorwärts wer in dem Gasthof zu Interlachen oder dort herum seinen Sitz aufschlagen will. Man muss sich entledigen alles Reisegeräths, um alsobald auf freyem Spaziergang sich des Reizes dieser Gegenden, wenn ich so sagen darf, zu bemächtigen. Der Gasthof steht zum Theil schon innerhalb der alten Klostermauern, zwischen hochwipflichten Linden und Nussbäumen, die rings ihre Schatten verbreiten. Hundert oder zweyhundert Schritte davon nach der Südseite liegt die gegenwärtige oberamtliche Wohnung mit zwey Seitengebäuden und einem stattlichen Garten. Links erblickt man die alte, zum Vorrathshaus umgewandelte Kirche, und hinter derselben sind mehrere Klostergebäude, die seit der Reformation theils zur Landschreiberey, theils zu Gemächern für arme Pfründer, für blödsinnige und verwirrte Personen gedient haben.»

Nach historischen Reminiszenzen (Reformation) wendet sich der Verfasser einigen allgemeinen Themen zu: Grösse, Klima, Arbeits- und Verdienstverhältnisse, Volkscharakter usw. Daraus ein paar kurze Ausschnitte (S. 327 ff.):

«Immer kömmt man in Versuchung, dichterisch zu schildern, wenn man das Thal von Interlachen zu beschreiben hat; wir wollen sehen wie weit wir es mit schlichter Prosa werden bringen können. Eine Stunde lang und ziemlich eine Stunde breit stellt das Bödelein meist ebenen und fruchtbaren Grund mit Obstgärten, Wiesen, Pflanzplätzen, Viehtriften und einiger Waldung dar. (...) Das Klima der Gegend ist milder, wärmer und beynahe um 14 Tage frühzeitiger als bey Bern; die scharfen Nord- und Nordost-Winde werden meist durch hohe Bergreihen abgehalten und lassen sich nur zuweilen durch Widerschläge fühlen. Fast überall quillt reines Trinkwasser hervor. (...) Die Fruchtbarkeit und die Bevölkerung des Bödeleins halten sich Schritt und stehen auf keiner gewöhnlichen Stufe. Ein trefflicher Obstwachs ist von reichem Ertrag, und die Dörfer von Matten, Wilderswyl, Gsteig und Bönigen ruhen in Obstbäumen versteckt. Die Nuss-erndten indess sind einige Jahre her spärlicher ausgefallen, und doch hat die Gegend noch seit Menschengedenken durch mannigfaltige Anpflanzung und durch Ausrottung von unfruchtbarem Buschwerk, oder Austrocknung von Sumpfboden namhaft gewonnen. Kartoffeln und einiges Gemüse, Hanf und Flachs sind die wichtigsten Saaten, welche von Menschenhand ausgestreut werden, und ihr Abtrag ist nicht gering. Das Gras wird durchweg eingemäht und nur im Herbst auf der Wurzel vom Vieh abgeätzt. Während der besten Jahreszeit sind so wenige Kühe im Thal, dass selbst von den Wochenmärkten zu Thun muss Butter herbeygeschafft werden. (...) Im Thal bleibt das Alter und die zartere Kindheit, bleiben Wirthe, Handwerker, Krämer und Vorgesetzte, bleibt fast ohne Ausnahme das weibliche Geschlecht. (...)

Der Volksschlag des Bödeleins trifft mehr mit dem Stamme von Habkeren, Beatenberg, Leissigen, Grindelwald und Lauterbrunnen, als dem von Hasli zusammen. Die Landestracht geht nur mässig von derjenigen ab, welche niederwärts üblich ist. Doch verschwinden bey den Mädchen die sogenannten Göller am Halse, und ein nachlässig umgebundenes, meist rothes oder gelbes Tüchlein vertritt ungleich malerischer die Stelle. (...) Die Hautfarbe dieser hübschen Kinder pflegt in der Regel von zartem Weiss zu seyn, und der Ausdruck ihrer Gesichter ist ungleich feiner als in

den Gegenden bey Bern.(...) Die Züge werden länger und feiner, die Lippen und die Augenbrauen schmaler, das Auge vielleicht kleiner, aber beweglicher und schalkhafter. Zu Brienz jedoch zeigt diese Eigenthümlichkeit sich noch entschiedener als hier bey Interlachen; aber dort und da und allenthalben im Oberlande scheint eine grössere Wohlredenheit zu herrschen, als in dem mittlern oder untern Theile des Kantons, und ein zarteres Nervensystem bey feinerer Luft ist wohl die Ursache davon.»

Manche weitere der gewiss auf mehrfacher Beobachtung beruhenden Bemerkungen unseres Reiseführers wären es wert, im Wortlaut wiedergegeben zu werden; wir müssen uns mit Andeutungen begnügen. – Trotz der einfachen Lebensweise und der gesunden Luft würden die Leute «nicht ausserordentlich alt». Quacksalber «kriegen leicht einen mächtigen Zulauf, wenn sie die Beinbrüche des Viehs durch Verbinden eines Stuhlbeins heilen oder das Blut bey Verwundungen mit ein paar geheimnissvollen Worten zu stillen verstehen». «Bei Krankheiten, die nicht ganz gewöhnlich sind, wittern die Leute bald etwas Unheimliches und laufen in die Klöster nach Unterwalden, ins Entlibuch und bis Solothurn, wo sie Amulette zur Bewahrung oder Herstellung die Genüge bekommen.» Einen wichtigen Erwerbszweig bilden, ganz besonders um den Brienzersee herum, «das Einsammeln und der Vertrieb von Arzneikräutern». Auch da treibt ein Stück Aberglaube sein Unwesen: «Die sogenannte Nünhemmlere (Neunhemmlerin, die Wurzelknolle von *allium victorale*) hat starken Abgang für's Hexenwerk, denn offenbar sind die neun Häute, mit denen sie angeblich umschlossen ist, etwas Wundervolles und Geheimnisreiches». Im «heiteren» Dörfchen Wilderswil finden sich «betrübende Spuren von Cretinismus, ohne dass die Ursachen des Übels «ins Reine gebracht» wären; Wyss vermutet einen Zusammenhang mit der mangelhaften Gesundheitspflege, denkt aber auch an den Gegensatz «heisse gefangene Luft am Tage» und «plötzliche Kälte des Nachts».

Reichtum sei auf dem Bödeli selten, der Lebensaufwand gering. «In Kleidungsstoffen gilt für Luxus, was nicht am Orte selbst verfertigt worden (...), in Nahrungsmitteln beynahe alles was baar Geld kostet und nicht auf eigenthümlicher Erde wächst oder vom eigenen Vieh herkömmt; doch ist Brod und Kaffee ziemlich allgemein. Den fetten Käs aber rechnet man fast durchaus zu den Leckereyen.» Mancher Aufwand (zum Beispiel die Anschaffung von Pferd und Wagen) «geschieht in Rücksicht auf den reichlichen Zufluss von Fremden, die entweder hier aufgenommen wer-

den, um sie wohlbehalten über die Seen und Berge zu liefern, oder häufig um sie wochenlang im Quartier oder an der Kost zu haben».

Wyss verlässt das Bodeli nicht, ohne einige lohnende Spaziergänge, zum Beispiel nach Ringgenberg, Matten, Bönigen, eingehend geschildert zu haben; Unspunnen, seine Geschichte und die grossen Älplerfeste von 1805 und 1808 werden ausführlich gewürdigt. Schliesslich macht er mit Volksbräuchen bekannt, dem «Eyerlesen» (in Unterseen), der «Zügel-fuhr», einer Art von lärmigem Polterabend, dem Kiltgang usw. Für diese (Un-)Sitte hat Wyss, ähnlich wie der Maler N.F. König, auf den er sich gelegentlich bezieht, einiges Verständnis: «So lange man nicht auf türkisch oder persisch die Bräute ungesehen vom Vater erhandelt, so lange werden Wege und Schleichwege zum Herzensbund durch keinerley Gesetz sich auszirkeln lassen.» – Ein schöner Brauch herrscht in der Gegend von Matten und Gsteig: «Auf der tellerebenen Allmend (stehen) Kränze von Bäumen. Es ist Sitte hier, dass für ein neuverheirathetes Paar einige junge Bäume auf das Gemeindeland eingepflanzt werden, und diese bleiben Eigenthum der Familie von Kind auf Kindeskind. Welch ein Idyll, wenn die jungen Liebenden am Hochzeittage ausziehen mit Eltern, Geschwistern, Freunden und Bekannten ohne Zahl, und freudenvoll zu theurer Hoffnung und lieber Erinnerung die Stämmchen der mütterlichen Erde anvertrauen. (...)»

Unser schreibender Wandersmann wendet sich nun – nach Schilderungen und Beobachtungen, die bereits über 400 Seiten füllen – der klassischen Route Lütchinetäler–Kleine und Grosse Scheidegg zu und erreicht über Meiringen bei Tracht den

Brienzersee.

In Brienz erweist Wyss, damaligem Brauche gemäss, den singenden Schifferinnen seine Reverenz. Ohne ihren Namen zu nennen, erwähnt sein Bericht die «hübsche Schifferin, die gepriesen, gemalt und besungen ward (und) mehrere Sommer hindurch die Freude der Reisenden gewesen, welche Gesang, naives Gespräch und den Anblick weiblicher Holdseligkeit in diesem romantischen Gelände als letzte Vollendung des reizendsten Bildes (...) sich wünschen mochten»: Elisabeth Grossmann. (S. 885. – Vgl. dazu «Volk und Dichtung des Berner Oberlandes» S. 149, wo leider

ein unrichtiger Name [«Grossen»] stehengeblieben ist.) Mit einem leisen kritischen Unterton deutet J. R. Wyss an, dass die berühmten Sängerinnen von Brienz ein bewusst eingesetzter Werbefaktor für den Ort und den in Mode gekommenen Giessbach geworden sind: «Es ist nun schon gebräuchlich, dass man sich solch einen Gesang in aller Form bestellt ...» Die Lieder seien «zum Theil wenigstens schweizerisch», fügt er bei, freilich «eben nicht ausschliessend örtlich».

«Wenn man abfährt von Tracht oder Brienz, so wird man nicht ohne grosses Vergnügen das Auge ruhen lassen auf den beyden so traulich sich berührenden Dörfern, die mit hundert seewärts gekehrten Fenstern dem Fremdling nachzusehen den freundlichen Anschein haben. Auf leichtem Schiffe, mit luftigem Zeltdach, geschirmt gegen die Sonnengluth, und von singenden Schifferinnen fortgerudert, durchschneidet man rasch den dunkelblauen Wasserspiegel, der nach einer Fahrt von 25 Minuten bis zum Giessbach sich zurücklegen lässt. In stattlicher Erhebung beherrscht auf einem Felsenhügel die Kirche von Brienz mit ihrem angebauten Thurm die Hütten des freysinnigen Landvolks. (...) Wenn ich eine alte verwitterte Jahrzahl an einer Ecke der Brienzer-Kirche richtig gelesen habe, so ist dieselbe im Jahr 1215 aufgeführt worden, und dürfte nun eine der ältesten im Lande seyn. Bis zum Jahr 1713 war sie mit der zu Meyringen die einzige in diesem ganzen Aarenthal oberhalb Gsteig und Ringgenberg; denn erst seit diesem Zeitpunkt haben Gaden und Guttannen ihre Gotteshäuser erhalten. Jedoch ist eine Sage: bevor die Kirche zu Brienz gestanden, sey zu Brienzwyler eine solche gewesen.»

Drüben beim Giessbach «hat ein Schulmeister von Brienz, Namens Kehrli, eine Bank errichtet, und öfter schon fand ich ihn hier in der Nähe auf seinen Matten, wo er der Reisenden guthmütig harrte, um sie weiter am Bache hinauf zu dem luftigen Stege und zu einem sehr schönen oberen Falle zu geleiten, der in kühnem Schweifbogen niederschiessend wiederum ein Schauspiel von ganz eigener Schönheit vor Augen stellt. Zweymal fand ich den alten Mann mit dem Alphorn in den Händen, und obwohl er nicht eben fertig war im Blasen desselben, klang es uns doch wunderlieblich an's Herz, als er in einiger Ferne droben von dem schwindelnden Steg in die reinste Luft hinaus jene Töne durch das Brausen des Wasser-Giesens zu uns niedersandte (...)» – das ganze «Räthsel des Heimwehs der Schweizer» im Ausland scheint Wyss nach diesem ergreifenden Erlebnis «vollständig aufgeschlossen»! – Apropos «alter Mann»: Als der zweite

Band der «Reise in das Berner Oberland» erschien, 1817, zählte der Schulmeister Johann Kehrli aus Brienz 43 Jahre – ganze sieben Jahre mehr als der jugendliche Berner Professor!

Mit der Fahrt zurück nach dem Böödeli geht unsere Reise in die Seenlandschaft des Berner Oberlandes, wie sie sich vor 160 Jahren darbot, zu Ende. Noch deutet nichts auf die Neuerungen hin, die das Zukunftsbild auf revolutionäre Weise verändern werden; kein Dampfschiff durchpflügt die Spiegel der beiden schönen Seen, keine Eisenbahn befährt ihre Uferstriche; noch stecken Tourismus und Fremdenverkehr in den Anfängen, tragen noch nicht das Janusgesicht des «Industrie»-Zeitalters. Trotzdem: ein für die stillen Schönheiten der Natur so empfänglicher Geist wie der unseres lebenswürdigen Mentors schätzte damals schon einen unverbildeten, abgelegenen Winkel so sehr, dass er ihm ein begeistertes Extralob spenden muss:

Seite 894 f.: «Von dem Giessbache hinweg, wenn man nicht einen oberen Fall desselben an dritthalb Stunden von dem See noch besuchen will, fährt man am vergnüglichsten das linke Ufer entlang nach dem freundlichsten aller oberländischen Dörfer, nach Iseltwald, das ein halbes Stündchen weiter abwärts liegt. (...) Iseltwald liegt über die Massen friedsam und gefällig an einer Bucht, vor welcher ein Inselchen mit Gras und Buschwerk über den Seespiegel ragt.»

Literatur

Johann Rudolf Wyss der Jüngere: Reise in das Berner Oberland. Bern 1816 und 1817. Die Thunerseekarte ist dem Ergänzungsband «Hand Atlas für Reisende in das Berner Oberland» entnommen.

Rudolf Ischer: Johann Rudolf Wyss der Jüngere. In: Neujahrs-Blatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1912.

Rudolf Ischer: Aus dem Briefwechsel zwischen J. R. Wyss d. J. und David Hess. In: Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1913.

Rudolf Ischer: Briefe Karl Viktor von Bonstettens an Johann Rudolf Wyss d. J. In: Neues Berner Taschenbuch auf das Jahr 1914.

J. V. Widmann: Spaziergänge in den Alpen. Frauenfeld 1885.

Jeremias Gotthelf: Selbstbiographie. Aus: Jeremias Gotthelfs Persönlichkeit, Erinnerungen von Zeitgenossen. Herausgegeben von Walter Muschg. Basel 1944.

Hans Sommer: Volk und Dichtung des Berner Oberlandes. Bern 1976.